

Magdeburg, den 12.10.2018

Leserbrief zu:

Josef Bordat: Was bedeutet Glück in der Ethik? DT vom 11.10.2018, S. 25 (Leben)

## Leserbrief

### Aus Versatzstücken zusammengestellt

Es ist äußerst befremdlich, daß der Autor zustimmend zitiert, was „jüngst der Soziobiologe Eckart Voland in einem Streitgespräch mit dem Theologen Eberhard Schockenhoff“ bemerkt hätte. Er sollte wissen, daß das Zitat dem von ihm selbst (hoffentlich) Intendierten nicht im geringsten entspricht. Eckart Voland, militanter Atheist, aktiv bei der Giordano-Bruno-Stiftung, glaubt an einen „wissenschaftlichen“ Beweis für seine These, „Religiosität“ sei „eine biologische Angepaßtheit“. Auch in dem besagten Streitgespräch („Das wäre die Abschaffung des Menschen“) vertritt dieser seine Position in krasser Form, wogegen man als Christ Schockenhoffs Argumentation **bei dieser Thematik** nur in vollem Umfang zustimmen kann. Voland bezeichnet Werte hier als „Verhaltensneigungen, die evolutionär entstanden sind“; das Religiöse sei dabei lediglich „metaphysische Einkleidung“. Es ist nicht das erste Mal, daß Soziobiologie dieser Art – auch durch Voland – im katholischen Bereich (Akademien, Tagungsbände, Zeitschriften) herumgeistert. Diese Ideologie wird seit langem von einflußreichen Mächten mit Nachdruck auch in die Schulbücher und Lehrpläne eingebracht. Schockenhoff hat in seinem umfangreichen Buch „Theologie der Freiheit“ die Willensfreiheit (in weitgehender Übereinstimmung mit anderen Autoren) fundiert verteidigt, insbesondere auch gegen den sogenannten Kompatibilismus. Kompatibilisten halten Determinismus und Willensfreiheit für miteinander kompatibel, also verträglich und wollen die Willensfreiheit so verteidigen. Leider wird der Begriff Willensfreiheit dabei soweit entwertet, daß letztlich nur das übrigbleibt, was uns noch verfügbar wäre, wenn wir Mechanismen wären, nur noch Handlungsfreiheit als Freiheit gegenüber äußeren Einwirkungen. Das gilt auch für den von Bordat ebenfalls zustimmend angeführten Harry Frankfurt, wenn dieser auch versuchte, die Aporie des Kompatibilismus durch eine besondere Variante zu

entschärfen, was aber nach Schockenhoff ebenfalls „die personale Autonomie des Handelnden nicht zureichend begründen kann“. *Anstelle eines solchen aus Versatzstücken zusammengestellten Beitrages wäre es besser, die Redaktion würde sich hinsichtlich solcher anspruchsvoller Themen enthalten. Die Leser der Tagespost haben Besseres verdient.*

Prof. Dr. Lutz Sperling, Magdeburg

.....

### **Antikatholische Soziobiologie**

Zitat entspricht  
nicht Intention

Unter dieser Überschrift, die auf meine Unterstellung einer positiven Intention beim Verfasser zurückgreift, wurde mein Leserbrief in der Ausgabe der Tagespost vom 18. Oktober 2018 veröffentlicht, allerdings ohne die letzten beiden, oben *kursiv* wiedergegebenen, sehr kritischen Sätze, die in der Tat mehr der Information der Redaktion dienen sollten.

Dieser mein Leserbrief war die Reaktion auf folgende Publikation:

## Was bedeutet Glück in der Ethik?

**Glück und Moral sind keine Gegensätze. Schon Aristoteles wußte, daß das Streben nach Glück und dem Guten nur zwei Ausdrücke der einen Natur des Menschen sind.**

**Von Josef Bordat**

Glück als Konzept der Moralphilosophie aufzufassen, liegt einerseits nah und andererseits fern. Nah liegt es, weil wir in der Ethik über Prinzipien menschlichen Verhaltens sprechen und diese ohne Berücksichtigung anthropologischer Grundlagen nicht sinnvoll formuliert werden können. Schließlich kann man moralisch nur gebieten, was faktisch möglich ist. Es wäre schlicht absurd, wenn man sagte: „Du bist ein böser Mensch, wenn Du nicht mindestens einmal monatlich zehn Meter weit springst!“ Was man tun soll, muß man tun können. Und – in gewisser Weise – auch tun wollen. Die Frage, was man Menschen – eingedenk ihrer Natur – überhaupt an Moral zumuten kann, gerät damit in den Fokus. Fern liegt die Beachtung des Glücks in der Ethik aber aus einem ebenso überzeugenden Grund: Moralisch ist unter Umständen auch das geboten, was nicht unbedingt und schon gar nicht unmittelbar glücklich macht. Für Moralität gibt es andere Gründe als den Willen: Vernunft, Notwendigkeit, Offenbarung. Nicht immer ergibt sich aus moralischem Handeln ein Glücksgefühl. Kaum jemand will Steuern zahlen, sich mit Obdachlosen unterhalten oder einem störrisch-aggressiven Demenzkranken stundenlang Gesellschaft leisten. Und dennoch sehen wir ein: Es ist gut.

Wenn man nun das Glücksstreben als anthropologische Konstante und das Glück als Zielgröße des persönlichen Lebensvollzugs ansieht (und das muß man wohl), erfährt der Begriff seine ethisch relevante Spannung darin, daß ein solcher individualistischer Entfaltungszwang allgemeinen moralischen Imperativen zuwiderläuft. So entstehen die klassischen Antagonismen der Moraltheorie: „gutes Leben“ versus „gerechtes Leben“, aristotelische eudaimonia versus kantische Pflicht.

Immanuel Kant entwickelt im Umfeld des preußischen Pietismus sein Konzept einer deontologischen Ethik, die bei ihm autonom begründet

wird (kategorischer Imperativ) und nicht als tradiertes heteronomes Gebot ihre Wirkung entfaltet (Dekalog). Er trägt damit seiner Abneigung gegenüber neuen eudämonistischen Strömungen Rechnung, die mit dem frühen Utilitarismus Benthams aus England auf den Kontinent hineinzubrechen drohten: Pflicht und Gebot statt happiness und pleasure. Das Problem ist jedoch: Nicht nur, daß das Gute und das Glück damit auseinanderfallen, auch werden die Liebe und andere Tugenden zur Pflicht gemacht, nachdem sie ihrem christlichen Kontext entzogen wurden, in dem sie zwar ebenfalls normativ wirken (Jesu lex nova ist ja auch ein Gebot und nicht bloß eine unverbindliche Empfehlung zur Lebensführung), im Grunde aber Folge der Religiosität sind, insoweit der Mensch sich Gott zuwendet und dann Seine Liebe, die Hoffnung, die er in der Gottesbeziehung erfährt, das Gute, das ihm von Gott geschenkt wird et cetera weiterträgt.

Bei Kant werden sie nicht mehr um ihrer selbst willen und wegen ihres Offenbarungsgehalts (und damit ihres glücksstiftenden Moments), sondern als Konsequenz der Gebotstreue verfolgt. Es gilt nicht mehr: Werde glücklich durch ein tugendhaftes (=gutes) Leben, sondern: Die Gebote sind gut, sie zu befolgen ist deine Pflicht. Das Glück spielt keine Rolle mehr, es ist aus der Moral ausgeklammert. Ein gefährliches Unterfangen, denn wir können – wie vorausgesetzt wurde – ohne das Streben nach Glück nicht leben. Wir müssen dieses als anthropologische Konstante berücksichtigen. Andererseits können wir auch ohne verpflichtende Moral nicht leben – ein echtes Dilemma. Bei Kant findet sich in der Befolgung des Sittengesetzes noch eine Spur des Glücks. Moralisches Handeln geschieht zwar prinzipiell aus Pflicht, doch verursacht es eine tiefe innere Gefühlsregung, eine Bewegtheit, die Kant Achtung nennt. Diese Achtung vor dem Sittengesetz, die jeder Mensch empfindet, baut eine Brücke zur teleologischen Ethik des Glücksstrebens. Diese Brücke wird jedoch bereits viel früher gebaut, stabiler als bei Kant, wo sie eher brüchig und schwankend wirkt, über den tiefen Schluchten der motivationalen Unterbestimmtheit des kategorischen Imperativ. Die natura humana, wie sie bei Thomas von Aquin beschrieben wird, ebnet einen breiten Weg für das Verständnis von Ethik „von innen heraus“ und ergänzt damit den äußerlichen Aspekt der gebotsorientierten Moralphilosophie und -theologie. Mehr noch: Sie wird zum Lebensgesetz, das allen Tugenden sowie allen Gesetzen und

Geboten vorausgeht. Der Widerspruch von Tugend und Pflicht in den Grundkonzepten Strebens- und Sollensethik wird aufgebrochen, wenn mit Verweis auf dieses Lebensgesetz gezeigt wird, daß die Gebote Gottes der menschlichen Natur, das heißt den Bestrebungen unseres Seelenvermögens entsprechen, und daß der Mensch qua natura auf das Gute und die Wahrheit ausgerichtet ist, was das eigene Glück und Wohlbefinden einschließt. Das Streben nach Glück und das Vollziehen des Guten stehen also – wie Thomas behauptet – nicht im Widerspruch zueinander, sondern sie bedingen sich wechselseitig. Drei Dinge sind dabei für Thomas entscheidend: 1. Die Glückseligkeit als das letzte Ziel (das übernimmt er von Aristoteles). 2. Das Gute als Ausdruck des Glücks. 3. Die Erfüllung des menschlichen Glücksstrebens im Glauben an Gott; die Glückseligkeit besteht in Gott: „Die Glückseligkeit ist nämlich das vollkommene Gut, das das Streben gänzlich erfüllt. Es wäre sonst nicht das letzte Ziel, wenn noch etwas Erstrebenswertes übrig bliebe. Das Objekt des Willens, das heißt des menschlichen Strebens, ist das allgemeine Gute, so wie das Objekt des Intellekts das allgemeine Wahre ist. Daher ist klar, daß nichts anderes als das allgemeine Gute den Willen des Menschen zur Ruhe bringen kann. Dieses findet sich nicht in etwas Geschaffenem, sondern allein in Gott, denn jedes Geschöpf hat Gutsein nur durch Teilhabe. Folglich besteht die Glückseligkeit des Menschen allein in Gott“ (Summa theologiae, I-II q. 2 a. 8).

Thomas von Aquin bringt Freiheit – verstanden als „Freiheit zum Guten“ – und Glückseligkeit zusammen, indem er die aristotelische Verbindung von Glück und Moral anthropologisch begründet: Das Streben nach dem Glück und dem Guten sind verschiedene Ausdrücke der einen menschlichen Natur. Das natürliche Sittengesetz ist somit ein inneres, es ist dem Menschen in Herz und Verstand geschrieben, auch wenn es sich in äußerer Gebotsform ausdrücken läßt, wie etwa in der Goldenen Regel. Die Natur des Menschen weckt die Tugenden und liefert damit die Bedingung der Einsichtsmöglichkeit in die Gültigkeit der moralischen Regeln, die nicht vermittelt, gelernt und befolgt werden könnten, wenn nicht im Menschen die entscheidende Triebkraft ihrer Anerkennung läge. Die anthropologische Betrachtung und die Bewußtmachung, was der Mensch ist, geht damit der Ethik voraus.

Thomas identifiziert als Grundlagen des natürlichen Sittengesetzes zentrale Neigungen der natura humana, die Neigungen zum Guten, zum

Lebenserhalt, zur Sexualität, zur Wahrheit und zum Leben in Gemeinschaft. Hier zeigt sich, was das Glück des Menschen inhaltlich ausfüllt. Grundsätzlich kann damit für die christliche Ethik eine Rückbesinnung auf die aristotelisch-thomistische Tradition des Strebens nach Glück und dem Guten und eine Abkehr von pietistischer Gebotstreue angeregt werden. Dies bedeutet aber keine Naturalisierung der Ethik oder Aufhebung der Moraltheorie durch den Fehlschluß vom Sein auf das Sollen, sondern die Notwendigkeit einer Klärung des Menschenbildes vor einem Diskurs über Werte und Sittlichkeit, ein Bewußtwerden, daß die Verinnerlichung des äußeren Gesetzes nur möglich ist, wenn das Gesetz wiederum Ausdruck der inneren Anlagen ist, das heißt letztlich die Erkenntnis, daß die Beziehung von Pflicht und Glücksstreben von Letzterem ausgehen muß und auch ausgehen kann, da das Verlangen nach dem Guten und der Wahrheit jedem Menschen zu eigen ist, so wie das Streben nach Glück. Damit fällt das Streben nach dem Glück, dem Guten und der Wahrheit in einem harmonischen Dreiklang zusammen, Gesetzestreue geschieht folglich aus innerem Antrieb, weil man das in der Norm geforderte Handeln schon aus eigener Einsicht für erstrebenswert hält. Das Sollen erweist sich nicht als Gegensatz, sondern als stimmiger Ausdruck des Wollens, zumindest soweit der Wille nicht auf Triebe, spontane Wünsche und Neigungen beschränkt bleibt, sondern diese Gefühle reflektiert und zu weitsichtigen, gereiften Entscheidungen fähig ist. Harry Frankfurt prägte zur Differenzierung der beiden Willensarten den Begriff der „Volation erster und zweiter Ordnung“, der den Wunsch nach unmittelbarer Triebbefriedigung von der kritisch-reflexiven Auseinandersetzung mit den Folgen der Wunschrealisation unterscheidet. Wer etwa eine Diät macht, kann trotz des großen Wunsches, das Körpergewicht zu reduzieren, den spontanen Wunsch haben, ein Stück Sahnetorte zu essen. Dieses wäre eine Volation erster Ordnung, jenes eine Volation zweiter Ordnung. Insoweit erzeugt das pflichtbewußte Regelfolgen die tiefe Freude, die das Glück des Menschen ausmacht und damit seinem natürlichen Glücksstreben gerecht wird. Erst die Befolgung des Gesetzes (Sollen) löst damit die Hoffnung auf das eigene Glück (Streben) ein. Glück wird somit beschreibbar als „Übereinstimmung von indikativischer und imperativer Bestimmtheit des Selbst“, wie es Johannes Drescher ausdrückt.

Interessanterweise wird dieses Menschenbild in Thomas' *natura humana* heute in diesem Sinne von Befunden der Psychologie und Neurobiologie gestützt. Während das Konzept der kognitiven Dissonanz des Psychologen Leon Festinger ein Gefühl der Freudlosigkeit als Folge moralischen Fehlverhaltens beschreibt, was darauf verweist, daß wir von Natur aus im Einklang mit unseren Wertüberzeugungen zu handeln prädestiniert sind und jede Abweichung zunächst uns selbst stört, bemerkte jüngst der Soziobiologe Eckart Voland in einem Streitgespräch mit dem Theologen Eberhard Schockendorff: „Auch ohne die Bergpredigt oder Kant gelesen zu haben, können Menschen unter Einsatz enormer persönlicher Kosten anderen das Leben retten. Es gibt Impulse in uns, die uns zu einem Verhalten zwingen.“

Die Rehabilitierung des Glücks in der Moraltheorie gehört zu den wichtigsten, aber auch zu den schwierigsten Aufgaben der philosophischen Ethik. Wichtig, weil es ohne Glück nicht geht, schwierig, weil es leicht zu Mißverständnissen kommt, wenn nicht hinreichend genau zwischen *felicitas* und *fortuna* unterschieden wird. Thomas von Aquin hat hier den Weg gewiesen.